

Predigt von Dr. Petra Bahr, Regionalbischöfin des Sprengels Hannover, im Rundfunkgottesdienst von NDR Info am Sonntag, 1. Januar 2023, in der Markuskirche Hannover unter dem Motto „Jauchzet Gott in allen Landen“

Die Predigt ist dreiteilig, es gilt das gesprochene Wort.

Laut, schillernd, in leuchtenden Farben und mit einer Bewegung, die in den dunklen Himmel strebt. Es tost und rauscht und zischt. Ein Feuerwerk für die Ohren, diese Musik. Ein Sopran und eine Trompete feiern um die Wette. Dieses Feuerwerk macht wach, ganz gleich, wie kurz die letzte Nacht gewesen ist, wie gesellig oder wie einsam, wie fröhlich oder wie sorgenvoll. Mit diesem musikalischen Feuerwerk beginnt ein neues Jahr. Das alte Jahr steckt in den Knochen, es ist ja nichts vergessen, nur weil die Datumsanzeige ein paar neue Zahlen zeigt. Es gäbe viele Gründe, diesen Morgen mit Sorgenprotokollen zu beginnen, mit Listen der Angst und der Katastrophen, im Kleinen wie im Großen. Darauf folgten dann To-Do-Listen und Vorsätze, Programme und Appelle, in denen sich Ratlosigkeit zeigt. So viel müsste anders sein.

Das kann warten. Mit dem musikalischen Jubel dringt wie aus einer anderen Welt ein Imperativ ans Ohr, auf den ich selbst, ehrlich gesagt, viel zu selten komme: „Jauchzet. Jauchzet Gott in allen Landen.“ Jauchzen, das ist mehr als etwas „freudig zur Kenntnis nehmen“. Keine fromme Pflichtarbeit, als rhetorische Geste, weil man das so macht, um dann nahtlos zu beklagen, was es zu beklagen gibt. Jauchzen, das ist unbändiger Jubel, der Menschen aus ihren Sitzen springen und die Arme hochreißen lässt wie nach einem gewonnenen Fußballspiel, der ganz große Song auf einem Konzert, in den alle einstimmen, eine Bewegung, die mit Stimmbändern beginnt, und mit Tanzschritten oder wilden Drehungen endet, die viele, die tanzen, sich selbst niemals zugetraut hätten. So feiern eigentlich nur Kinder. „Jauchzet Gott in allen Landen. Was der Himmel und die Welt an Geschöpfen in sich hält, müssen dessen Ruhm erhöhen.“

Radikaler Perspektivenwechsel. Nicht die Welt, nicht das eigene Leben, Gott selbst rückt in den Mittelpunkt. Fast unverschämt, dieser Anspruch, alles, was ist, in den Horizont Gottes zu stellen. Und weil man von Gott so schlecht sprechen kann, spricht die Musik. Mit Musik im Ohr fällt dieser Wechsel der Blickrichtung sogar leicht. Die Gegenwart Gottes wird nicht festgestellt oder proklamiert. Sie wird nicht als Präambel verlesen oder als philosophischer Beweis in den Raum gestellt. Das alles wären Zugänge, die leicht in Frage zu stellen sind. Mit dem Lob Gottes verhält es anders. Die, die Gott so loben, behaupten seine Gegenwart, in dem sie sie feiern. Sie binden ihren Jubel an das, was sie bejubeln. Das ist mitreißend.

„Jauchzet Gott in allen Landen“, das ist kein Befehl, der nach Gehorsam verlangt, eher eine Einladung, in dieses Lied mit einzustimmen.

Das Jahr 2023, ganz gleich was es auch bringen möge, beginnt nicht mit Prognosen oder Szenarien, es beginnt mit Gottesjubel, der nicht nur dieses Gotteshaus, sondern Wohnstuben, Küchen oder Fahrkabinen erfüllt. Gott hat diese versehrte, chaotische, brutale, aber auch wunderschöne, geheimnisvolle Welt nicht verloren gegeben. Das spüren beim Hören der Musik auch die, die in den Jubel eigentlich gar nicht einstimmen wollen, weil Skepsis oder Enttäuschung ihnen die Freudentöne im Halse stecken lassen. Musik hat ihre eigene Überzeugungskraft. Was für eine Realitätsverweigerung, mögen andere denken. Religiöse Weltflucht, die im besten Falle nutzlos, im schlechten Fall gefährlich werden kann. Doch weder der Komponist, Johann Sebastian Bach, noch die Psalmbeter der Bibel, die seine Vorbilder sind, stecken den Kopf in den Sand oder in ein frommes Wolkenkuckucksheim. Zu allen Zeiten brach ihr Jubel hinter Verzweiflung durch, in ihrer Ohnmacht oder ihres Streites mit Gott selbst. Zittrig suchten ihre Stimmen nach einem Ton, dann nach einem zweiten, setzten neu an, bis ihre Lippen ein Hymnus formten, einen Choral, einen Song, oft ein von den Vorfahren erlerntes Lied, weil ihnen keine Worte einfallen wollten und keine Melodie. Im Jubel über Gottes Gegenwart verwandeln sich zuerst die, die so jubeln. Wer je in einem Chor gesungen hat, kennt das. Zu müde, zu schlapp für eine Probe. Trotzdem hingegangen – und nach zwei Stunden pfeifend und leichten Fußes nach Hause gekommen. Das funktioniert übrigens sogar unter der Dusche. Dabei hat sich auf den ersten Blick gar nichts geändert. Kein Hilfeschrei verstummt, keine Todesangst gebannt, kein Streit geschlichtet, kein Problem gelöst. Und doch hat sich alles verändert. Im Jauchzen, im Jubilieren, im Lob Gottes wird die göttliche Gegenwart zu einem Bekenntnis: „Ich will und kann mir diese Welt und ihre Zukunft nicht ohne diesen Grund aller Dinge vorstellen.“ Das Lob Gottes ist keine Wirklichkeitsverweigerung. Es ist Wirklichkeitserweiterung. Mit Folgen. Die Verletzlichkeit bleibt, die Ungewissheit über das, was kommen wird, der Hang, im Unbekannten nur das Schlechteste zu vermuten. Doch ein Raum öffnet sich. Die Zukunft ist nicht länger leer und schon gar nicht dunkel. Es funkelt und glänzt schon die Gegenwart Gottes.

Zwei:

Eine Stimme, die ihr Gegenüber sucht. Ein Gebet. Fast ist es, als traute die Stimme der ausgelassenen Freude nun doch nicht ganz. „Muss gleich der schwache Mund von seinen Wundern lallen, so kann ein schlechtes Lob ihm dennoch wohlgefallen.“ Nach der Explosion des Jubels kommt die Implosion. Die Stimme wendet sich nach innen. Sie wird ruhiger. Und drängender. Wie großartig der Jubel auch klingen mag, wie grandios die Komposition auf die Ehre Gottes, die menschlichen Möglichkeiten, sich

Gott zu nähern sind begrenzt. Noch in der Perfektion lauert das Scheitern. Der schwache Mund, das müde Herz, die unausgereiften Gedanken, die unvollkommene Theologie, ein christlicher Alltag, der an den eigenen Ansprüchen scheitert – Die Stimme wirkt kurz zerknirscht. Doch dann die Einsicht: auch ein schlechtes Lob gefällt Gott. Am Ende ist es nicht die Lautstärke, nicht die Brillanz, nicht die Überzeugungskraft, nicht die Poesie. Am Ende zählt der Versuch, den Perspektivenwechsel zuzulassen: Gott loben, das ist eine Haltung, eine Übung, eine Bereitschaft. Dafür braucht man kein Genie sein, weder der Künste noch des Glaubens. Gott als Gegenüber suchen, in den staubigen Ecken des Alltags, an verregneten Januartagen ohne Aussicht auf Licht, in grellen Fluren von Büros und Kliniken, in Klassenzimmern und auf Parkplätzen. Gott loben – das ist ein Lebensstil und keine musikalische Gattung. Beten als intimste Form, Gott die Ehre zu geben, ist nicht angewiesen auf ideale Formulierungen oder auf Körperhaltungen, schon gar nicht auf frömmelnde Angeberei gegenüber denen, die meinen, nicht richtig beten zu können. Beten, das ist die Stimme, die ihr Gegenüber sucht. Da reicht ein „Ach“, ein flehender Gedanke, ein „Gott-sei-Dank.“

Drei:

„Höchster, mache Deine Güte ferner alle Morgen neu“. Eine Stimme, die auf Zukunft hofft. Manchmal könnte der Eindruck entstehen, als läge das Gute nur noch in der Vergangenheit. Wisst ihr noch, damals, heißt es dann mit verklärtem Blick, als alles besser war. Als hätte es früher keine Schrecken gegeben. Doch die Zukunft erscheint vielen längst nicht mehr als Versprechen. Sie erscheint als dunkler Vorhang, hinter dem nur das Schlimmste lauert, das Menschengemachte und das schicksalhaft Ungerechte, als lauerte an jedem neuen Morgen ein Fluch. Das führt bei vielen zu Resignation und zu einer fatalistischen Einstellung. Achselzucken. „Man kann ja doch nichts machen“. Anderen bleibt nur Empörung oder stille Wut, weil sie sich nicht anders zu helfen wissen. Die Zukunft ist nicht mehr offen. Da gibt es nichts mehr zu hoffen.

Wer sich umschaute, sieht allerdings, dass gegen diesen Fatalismus gerade da die Kräfte ins Unendliche wachsen, wo man sie überhaupt nicht vermutet. In den zerbombten Städten der Ukraine kämpfen junge Leute für die Zukunft ihrer Kinder. Sie scheinen der furchterregenden Welt, die sie umgibt, eine gute Aussicht abtrotzen zu können. Sie haben einen Möglichkeitssinn entwickelt, der es ihnen erlaubt, die Welt anders zu sehen, als sie ist. Und das mitten dem größten Unheil. Ein junger Pastor schreibt, dass er und seine Gemeinde von Gottes Güte nicht lassen wollen. Auch wenn sie frieren und im Dunkeln sitzen, um Gefallene und Verschüttete trauern und verzweifelt sind. Sie treffen sich heute zum Gottesdienst im Keller eines zerschossenen Hauses. Die Stimme dieses

Pastors höre ich in der Stimme der Sängerin. Eine Stimme, die auf Gottes Zukunft hofft, auf Gottes Güte, die sich täglich erneuert.

Die Stimme, die auf Zukunft hofft, hofft auf Gottes Güte. Ein Versprechen. Alle Morgen, die kommen werden. Frisch, unverbraucht. Hier steckt das Zukunftspotential, das Antifatalistische, des christlichen Glaubens. Die Großzügigkeit, die Geduld, die Vergebungsbereitschaft, die Möglichkeit zum Neuanfang, alles steckt in dem Wort „Güte“. Gott ist nicht nur groß. Gott ist gütig. Gott ist gut. Das ist eine weitere intellektuelle Provokation, so wie der Jubel über Gottes Gegenwart in einer scheinbar verlorenen Welt. Aber diese Provokation verwandelt den Blick auf das, was kommt. An jedem Morgen neu – dieses Vertrauen kommt fast trotzig daher. Gottes Güte bestimmt die Zukunft, auch wenn es nicht danach aussieht. Die Güte Gottes kann man nicht beweisen. Sie ist größer als „all unsere Vernunft“. Sie spiegelt sich aber in der Güte, die Menschen einander zeigen, in ihrer Klugheit, in ihrer Phantasie, in ihrer Hilfsbereitschaft, in ihrer Fähigkeit, Dinge zum Guten zu ändern. Sie spiegelt sich in der Musik. An allen Tagen, die kommen. Diese Güte reicht für ein ganzes neues Jahr.